**Zeitschrift:** Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

**Herausgeber:** Schweizerisches Landesmuseum

**Band:** 39 (1937)

**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Bücheranzeigen

**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Bücheranzeigen

DIE BURGEN UND SCHLÖSSER DER SCHWEIZ. Verlag E. Birkhäuser & Co., Basel.

Seit dem Ende der 1920er Jahre erscheint unter Mitwirkung des schweizerischen Burgenvereins ein groß angelegtes Werk über die schweizerischen Burgen und Schlösser. Es soll die älteren, heute zum Teil sehr schwer erhältlichen Veröffentlichungen über einzelne Burgen und Ruinen und die zusammenfassenden über die kleinerer Gebiete ersetzen durch eine einheitliche Darstellung der noch vorhandenen innerhalb der einzelnen Kantone, und zwar nicht nur unter Berücksichtigung neuer historischer Forschungsergebnisse, sondern auch mit Verwendung der Volksüberlieferungen, «da sie vielfach einen Kern des ursprünglichen Geschehens bergen». Einem reichhaltigen älteren Bildermaterial, fortgeführt in photographischen Aufnahmen und Zeichnungen bis auf die Gegenwart, kommt dabei die besondere Aufgabe zu, zur kurzen Geschichte der Bauwerke und ihrer Bewohner den Lesern ihr Aussehen im Wandel der Zeiten zu vermitteln.

Wie oft, so traf es auch hier zu, daß ein Projekt sich nicht ganz in der Weise durchführen läßt, wie es geplant war, ganz besonders dann, wenn seine Ausführung nicht einer Hand allein anvertraut werden kann, sondern in mehrere gelegt werden muß, im vorliegenden Falle für die einzelnen Kantone Verfassern, von denen man voraussetzen durfte, daß sie zufolge der Spezialkenntnisse in der Kulturgeschichte ihrer engeren Heimat dazu besonders geeignet seien. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die heutigen Kantonsgrenzen mit denen der Gebiete der früheren Dynastengeschlechter, auf die vor allem die Erbauung der Burgen zurückgeht, nur teilweise zusammenfallen, vielfach aber territorial trennen, was früher zusammengehörte. Dazu dürften auch die von dem gleichen Bauherrn errichteten Burgen nach Wahl ihrer Lage im Gelände und nach ihren Bauformen zählen. Diese Zusammenhänge nachzuweisen, ist eine zwar schwierige, aber wichtige Aufgabe der Burgenforschung. Nicht weniger wichtig ist auch die Feststellung der besonderen Aufgaben, welche die Burg an ihrem Standorte ursprünglich zu erfüllen hatte, da sie, abgesehen von dem Baugrunde, der ihr auf Bergeshöhen oder im Tale zugewiesen wurde, für deren Anlage und Einrichtungen mitbestimmend waren. Diese konnten sich allerdings im Verlaufe der Zeiten mit den Besitzern ändern und neue Aufgaben bauliche Veränderungen veranlassen, die zuweilen ihre erste Anlage kaum mehr erkennen lassen. Um so notwendiger ist es festzustellen, wann und warum sie entstanden und was ihnen zeitlich angehört.

Für die Erhaltung der Burgen waren nicht nur die ökonomischen Verhältnisse der Besitzer bestimmend, sondern auch die Gesinnung der Bevölkerung ihrer Umgebung, besonders zu Kriegszeiten oder wenn sie freiwillig verlassen und ihrem Schicksal preisgegeben wurden. So macht Dr. Linus Birchler in seiner Bearbeitung der Burgen der Urschweiz direkt darauf aufmerksam, daß z. B. in Uri, was an eigentlichen Burgen und Burgruinen erhalten blieb, der Zeit vor 1291 angehört und daß heute noch das Volk der Urkantone den Burgen und selbst den Ruinen gegenüber feindlicher gesinnt ist als anderswo, da beide ihm nur als Erinnerungen an die Sitze der einstmaligen «Tyrannen» erscheinen. Es hat darum auch gründlich damit aufgeräumt, wo ihnen nicht besondere Umstände eine Fortexistenz zu anderen Zwecken sicherte. Dem Burgenwerke war es darum wenig förderlich, wenn gerade für die beiden ersten Lieferungen Gebiete gewählt wurden wie der *Kanton Luzern* und die *Urkantone*, deren Burgenbau keinen Vertreter von Bedeutung aufzuweisen hat.

Auch die Heranziehung der Sagen in die beschreibenden Texte dürfte sich kaum als empfehlenswert bewähren, es sei denn, daß solche für die Bedeutung und Anlage einer Burg etwas Charakteristisches berichten. Das aber ist seltene Ausnahme. Im übrigen besitzen wir in dem großen dreibändigen Werk von J. Hottinger und Gustav Schwab «Die Schweiz mit ihren Ritterburgen und Bergschlössern» eine Publikation, die sich zur besonderen Aufgabe setzt, den Leser mit den Leiden und Freuden der Burgbewohner und den Sagen, die sich an sie knüpfen, bekannt zu machen, «ehe sie ganz in Vergessenheit geraten». Wohl sind diese nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts erschienenen Burgenbeschreibungen mit ihren kulturgeschichtlichen Schilderungen des Rittertums von den historischen Wissenschaften längst überholt worden, aber gerade für die Sammlung und Nacherzählung der Sagen war jene Zeit geeigneter als die Gegenwart.

Wenn sich in den beiden ersten Lieferungen in bezug auf die Bearbeitung des Stoffes noch eine gewisse Unsicherheit bemerkbar macht, so entschuldigt die Verfasser dafür ihre schwierige Aufgabe als Pfadsucher. Schon die dritte Lieferung mit den Burgen des *Kantons Solothurn* weist einen wesentlichen Fortschritt auf. Denn mit ihr betreten wir ein eigentliches Burgenland, in dem einst die mächtigen Grafengeschlechter der Froburger, Thiersteiner, Falkensteiner u. a., teils von

ihren Stammsitzen aus selbst, teils durch angesehene Ministerialen von den für sie erbauten Burgen aus regierten. Und wenn sich letztere auch, wie anderswo, oft nur mit engen Wohntürmen begnügen mußten, so saßen doch manche von ihnen auch in geräumigeren, wenn die dafür gewählte Lage auf den zerklüfteten Jurafelsen dafür den notwendigen Baugrund bot, selbst wenn er auf kleinen Terrassen zwischen diesen in verschiedenen Höhenlagen gesucht werden mußte. Gerade das aber verlieh ihnen nicht nur ihre bauliche Eigenart, sondern selbst nach ihrer Zerstörung ihre malerischen Schönheiten, welche schon seit dem 17., besonders aber im 18. Jahrhundert die Künstler zu Darstellungen reizten, die uns heute auch zu archäologischen Studien wertvoll geworden sind. Leider blieb von ihnen keine in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten. Schon das große Erdbeben von 1356 ließ manche in Trümmer zerfallen, aus denen sie sich nicht wieder als Neubauten erhoben. Wenn dies aber geschah, dann in einer den vermehrten Anforderungen im Burgenbau entsprechenden Anlage. Andere verloren mit dem Aussterben oder dem finanziellen Ruin ihrer Besitzer ihre Bedeutung und wurden zum Handelsobjekt von Spekulanten, gewöhnlich nicht ihrer selbst, sondern des zugehörigen Grundbesitzes wegen, wobei man die unbewohnten Gebäude nach und nach in Trümmer fallen ließ, aus denen sich die benachbarte Bauernschaft holte, was sie für eigene Bedürfnisse brauchen konnte. Die aber, welche von größerer militärischer oder wirtschaftlicher Bedeutung waren, erwarb während zwei Jahrhunderten (1344—1539) die Stadt Solothurn zur Mehrung ihres Ländergebietes und schuf sie zu Verwaltungsgebäuden ihrer Vögte um, bis auch von diesen manche der stattlichsten in den Revolutionsstürmen des Jahres 1798 in Flammen aufgingen. Als später die staatlichen Einrichtungen einer neuen Zeit dieser Amtssitze nicht mehr bedurften, wurden die, welche sich wieder zu Wohnzwecken einrichten ließen, an Private verkauft, die anderen überließ man als Ruinen ihrem Schicksal. Sie wären nach und nach gänzlich verschwunden, wenn sich ihrer in jüngster Zeit nicht die Historische Gesellschaft des Kantons und neben ihr auch der schweizerische Burgenverein angenommen und zur Erhaltung des noch vorhandenen Mauerwerkes mit Hilfe der solothurnischen Regierung getan hätten, was in ihren Kräften stand. Die Ruine Rotberg wurde sogar von den «Allgemeinen Konsumvereinen beider Basel» erworben und mit Unterstützung des schweizerischen Burgenvereins unter der Leitung seines Präsidenten, Architekt E. Probst, als erste schweizerische Jugendburg mit großem Verständnisse wieder aufgebaut.

Als sehr wertvolle Bereicherung gab man den Burgansichten und Beschreibungen dieser Lieferung, wo es die Zustände noch möglich machten, auch erläuternde Plänchen bei. Dr. Bruno Amiet als Verfasser des Textes entledigte sich seiner Aufgabe mit Verständnis und Liebe zur Sache.

Die vierte Doppellieferung führt uns die Burgen und Schlösser von *Basel-Stadt* und *Basel-Land* vor. Dem Verfasser, Dr. Carl Roth, erleichterte seine Aufgabe das große vierbändige Werk über die «Burgen des Sisgaus» von Dr. Walther Merz und seiner Mitarbeiter, das aber heute vergriffen ist und dessen Anschaffung zufolge des Preises von Anfang an nicht allen Burgenfreunden möglich war. Fördernd für eine neue, weiteren Kreisen zugängliche Bearbeitung dieses Burgengebietes war aber besonders auch die von den Kantonsregierungen in Basel und Liestal in Verbindung mit der Eidgenossenschaft und dem schweizerischen Burgenverein finanzierte, großzügige Ausgrabung und Restauration der bedeutendsten Burgen Basel-Lands unter der Oberaufsicht des «Basellandschaftlichen Burgenkomitees». Der Verfasser, welcher sich nachhaltiger Unterstützung namentlich für die Beschaffung des Illustrationsmaterials durch Basler Kunst- und Altertumsfreunde erfreuen durfte, hat seine Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst. Von seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit zeugen schon die einleitenden Abschnitte, in denen er über Zweck und Bedeutung der Burgen, über den Ursprung des Sisgaues, das Verhältnis der Landgrafschaft zum Burgenbau, Vasalität und Ministerialität und den bischöflich-baslerischen Dienstadel berichtet. Ihnen schließt er eine kurze Übersicht über die Territorialgeschichte des von ihm behandelten Burgengebietes und seine drei bedeutenden Dynastengeschlechter: die Froburger, Thiersteiner und Falkensteiner an, — deren Kenntnis ebenso wertvoll für die Burgengeschichte des Kantons Solothurn ist, da sich ihre mächtigen Festen über beide Gebiete verbreiteten — um dann darauf mit einer Darstellung des Überganges ihres Besitzes an Bistum und Stadt Basel und den aus ihnen hervorgegangenen eidgenössischen Stand abzuschließen. Ebenso wertvoll ist, was er uns über den Burgenbau innerhalb dieses Gebietes zu sagen weiß, und schließlich über Entstehen und Vergehen seiner Burgen. Diese ausführliche Einleitung erweitert in willkommener Weise die sehr kurz gefaßte zu den Burgen des Kantons Solothurn, namentlich mit Bezug auf den Burgenbau, da die heutigen Kantonsgrenzen, wie wir schon andeuteten, für die früheren Zustände und namentlich für die Anlage der Burgen von ganz untergeordneter Bedeutung sind. Damit liefert er uns aber gleichzeitig einen wertvollen Beitrag zur Burgenkunde, dessen Bedeutung weit über die engen Grenzen des von ihm behandelten Gebietes hinausgeht.

Gewiß kommt der Darstellung dieser alten Bergfesten des Jura, wie sie in keinem Gebiete der alten Eidgenossenschaft stolzer und trutziger über weite Lande geblickt haben und auf die heute als Ruinen die Bewohner ihrer Umgebung stolz sind, deren Vorfahren sie zu solchen gemacht haben, die größte Bedeutung zu. Wir wissen aber dem Verfasser auch Dank für die Vorführung jener meist in späteren Zeiten entstandenen Schlößchen im Tale, die als sog. Wasserburgen oder Wasserhäuser namentlich in der Umgebung Basels in stattlicher Zahl zu Sommersitzen seiner reichen Bürger wurden und in der kunstvollen Anlage ihrer Gärten in bescheidenem Maße den glänzenden Vorbildern im Auslande nacheiferten. Mit diesen beiden Heften schließt der erste Band des Burgenwerkes in einer Weise ab, die für die Fortsetzung das Beste erwarten läßt. Druck und Ausstattung sind tadellos und stellen der Leistungsfähigkeit der Buchdruckerei Birkhäuser & Co. in Basel das beste Zeugnis aus. *H. L.*

BULLETIN DER SCHWEIZ. GESELLSCHAFT FÜR ANTHROPOLOGIE UND ETHNOLOGIE. 11.—12. Jahrgang 1934/35.

Außer den Jahresberichten enthalten die beiden Hefte Zusammenfassungen der an den Jahresversammlungen gehaltenen Vorträge, darunter solche über eine Grabhügeluntersuchung im Kanton Thurgau (Eugensberg bei Salenstein) und über die Ausgrabung der Steinzeitdörfer im Wauwilermoos. *E. Vogt.*

WILHELM BRUCKNER. *Die Bedeutung der Ortsnamen für die Erkenntnis alter Sprach- und Siedlungsgrenzen in der Westschweiz.*

Der Verfasser weist in seinem Aufsatz auf einen sehr interessanten Weg, durch philologische Untersuchungen Anhaltspunkte für Sprach- und Siedlungsgrenzen zu gewinnen. Maßgebend ist die Zeit, wann antike schweizerische Ortsnamen von den Alamannen übernommen wurden. Anhaltspunkte dafür liefern zu verschiedenen Zeiten erfolgte Lautverschiebungen. Die definitive Formgebung heutiger Ortsnamen antiker Herkunft erfolgte also zu verschiedenen Zeiten. Erklärt kann dies nur werden durch das allmähliche Vordringen der Alamannen in ihr heutiges Siedlungsgebiet. Diese Ausführungen des Verfassers sind sehr zu beachten. Sein Wunsch nach einem Vergleich seiner Ergebnisse mit den archäologischen Daten ist allerdings nicht leicht zu erfüllen. Denn die Lautverschiebung ist nicht mit scharfen Zeitansätzen zu fassen, so wenig wie bis jetzt das frühmittelalterliche Fundmaterial. Aber auch die in einzelnen Gebieten sich bis ins Frühmittelalter haltende gallorömische Bevölkerung mit ihrer alten Sprache ist bis heute archäologisch nicht bekannt, was allerdings ihre Auffindung nicht ausschließt. Bruckner weist der frühmittelalterlichen Forschung, die in letzter Zeit bedeutenden Aufschwung nahm, ganz bestimmte neue Wege. *E. Vogt.*

W. BUTTLER und W. HABEREY. *Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal.* Römisch-germanische Forschungen, Bd. 11, 178 Seiten, 83 Tafeln und 2 Planbeilagen. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1936. Preis RM. 28.—.

Die Untersuchung der steinzeitlichen Dorfanlage bei Köln-Lindenthal stellt eine der größten urgeschichtlichen Ausgrabungen auf deutschem Boden dar. Wie bei unseren großen schweizerischen Grabungen hat sich auch hier gezeigt, daß es für ein Weiterkommen der Wissenschaft unerläßlich geworden ist, solche Untersuchungen großen Stils durchzuführen. Denn nur sie vermögen auch große kulturhistorische Resultate zu liefern. Der Großzügigkeit der Grabung bei Köln entspricht auch die Ausführung der Publikation, die die gewonnenen Resultate von den verschiedensten Seiten beleuchtet und auswertet. Das ganze in der Steinzeit besiedelte Gebiet wird auf etwa 7 Hektar berechnet, von denen ein beträchtlicher Teil abgedeckt wurde. Die Auswahl des Siedlungsplatzes auf Lößboden ist außerordentlich charakteristisch für die bandkeramische Kultur, nicht nur in bezug auf die Bodenart, sondern auch auf die geringe Möglichkeit einer Verteidigung. Der Gesamtplan der Anlage zeigt, daß die Dauer der Besiedlung eine erhebliche gewesen sein muß. Die vielen Überschneidungen der Baugrundrisse miteinander zeigen dies und ebenso die der Dorfeinfassungen. Buttler hat auf Grund dieser Überschneidungen und der Funde versucht, die einzelnen Bauperioden des Dorfes zu trennen und weist auf sehr schönen Karten den Siedlungsumfang von vier Zeitstufen vor. Von den Dorfeinfassungen, die sich als verschiedenartige Gräben zu erkennen geben, weist er die kleinen Gräben des Süd- und Nordrings, die kaum den Sinn einer Befestigung hatten, der zweiten Zeitstufe zu. Der breite Graben des Südrings, das hinter ihm laufende Palisadengräbchen und die Zweiteilung dieser Anlage gehört zur letzten und ausgeprägtesten Siedlung. Von ganz besonderer Eindrücklichkeit sind die Bauten selbst, die in außerordentlich gut erhaltenen Grundrissen studiert werden können. Als Wohnbauten kommen fast nur die für die bandkeramische Kultur typischen sehr unregelmäßigen Gruben-

wohnungen vor, die eine sehr beträchtliche Größe erreichen. Dazu gehören relativ kleine rechteckige Speicher, die zum größten Teile auf Pfählen standen. Am erstaunlichsten sind aber die großen langrechteckigen Erntescheunen, die, wie andere Grabungen zeigen, ebenfalls ein typischer Bestandteil bandkeramischer Siedlungen zu sein scheinen. Buttler möchte sie mit aller Reserve ebenfalls als auf Pfählen errichtet annehmen. Die Länge dieser großen Speicher erreicht 22 Meter. Auf den Gang der Besiedlung, der interessante Entwicklung zeigt, können wir hier nicht eingehen. Am klarsten ist der Befund der vierten Bauperiode, der ein klares Wohndorf mit kleinen Speichern und außerhalb der Dorfeinfassung liegende Erntescheunen zeigt. Es ist für die frühe Kulturgeschichte von grundlegender Bedeutung, für eine der wichtigsten Kulturen des steinzeitlichen Europa eine Vorstellung zu bekommen, wie wir sie bis heute höchstens für Moorsiedlungen des Pfahlbaugebietes gehabt haben.

Der größte Teil des Fundmaterials besteht in Keramik, bei der sich eine Entwicklung während der Siedlungsdauer in Köln-Lindenthal feststellen läßt. Buttler geht diesen Erscheinungen im besonderen nach. Interessant ist der Nachweis importierter Keramik zum Teil anderer Kulturgruppen. Bei ihren Untersuchungen wurden mit Scherbendünnschliffen sehr beachtliche Erfolge erzielt. Das Steingerätmaterial ist von sehr untergeordneter Bedeutung.

Aber nicht nur die wissenschaftlichen Resultate, die einen Angelpunkt der Steinzeitforschung bilden werden, verdienen hervorgehoben zu werden, sondern auch die Klarheit und Ausstattung der Publikation, die nicht zum geringsten Teil das Verdienst der Römisch-Germanischen Kommission sind. *E. Vogt.*

KARL GRÖBER. *Alte deutsche Zunftherrlichkeit.* Mit 163 Abbildungen, begleitet von knapp gefaßten Texten. Georg D. W. Callwey Verlag, München, 1936. Kartoniert RM. 4.50. In Ganzleinen geb. RM. 5.50.

Die wirtschaftlichen und sozialen Handwerkerverbände, die Zünfte, sind im 12. Jahrhundert aufgekommen und bis zum Ende des 13. in fast allen deutschen Städten bereits organisiert gewesen. Die Leitung dieser Vereinigungen lag anfangs, bevor die Städte ihre volle Selbständigkeit erreicht hatten, beim geistlichen oder weltlichen Landesherrn und später beim Rat der Stadt. Das deutsche Zunftwesen hat aber nach dem 14. Jahrhundert nie jene große politische Bedeutung erlangt, wie die späteren Zünfte in der Eidgenossenschaft. Dafür scheint aber das eigentliche Gesellschaftswesen jenseits des Rheins stärker ausgebildet gewesen zu sein, das Zunftleben hat sich, entkleidet der politischen Bedeutung, besonders im 17. Jahrhundert prunkvoller und reicher gestaltet wie in der Schweiz.

Einleitend schildert der Verfasser «Werden, Blüte und Verfall» und dann «Brauch und Gewohnheit der alten Zünfte» in volkstümlicher kurzer Übersicht, um dann die «alte Zunftherrlichkeit» in Bildern vor uns erstehen zu lassen. Das, was vom äußeren Rahmen des Lebens der alten Zünfte erhalten blieb, hat Gröber in guter Auswahl wiedergegeben. Der begleitende Text bringt das Wesentliche des Bildmaterials gut zur Geltung. Die Abbildungen sind technisch einwandfrei und das 126 Seiten zählende Buch auch typographisch vorzüglich ausgestattet. An unsern Blicken ziehen vorüber Zunfthäuser und Zunftstuben, die sich seit dem 15. Jahrhundert in Deutschland erhalten haben, Herbergsschilder, Zunftmöbel und Laden, worunter die typischen süddeutschen Flügelladen, Schreine nach Art eines Flügelaltars, ferner bemalte Holztafeln mit Darstellungen aus dem zeitgenössischen Handwerker-, Meister- und Gesellenleben, Wappentafeln, reich verzierte Zunfttruhen. Spärlich vertreten sind die Glasgemälde, die in den eidgenössischen Zunfthäusern eine so große Schmuckrolle spielten. Daran schließt sich die Wiedergabe von allerhand Zunftgerät, Wappen und Siegel, Anhänger mit Zunftwappen, Meisterbücher und Zunftbriefe. Gute Proben der Goldschmiedekunst zeigen die Trinkgefäße, für den gewöhnlichen Gebrauch in Holz, Zinn, Steingut und Glas verfertigt. Reich vertreten sind die Stubenzeichen, meist mit Darstellung von Handwerkern bei der Arbeit; diese Zeichen wurden nicht in der Zunftstube aufgehängt, sondern in den Gaststätten, wo die Zünfter allgemein zusammenkamen. Unser Zunftleben kannte diese Sitte nur ausnahmsweise. Bedeutend war die Verbindung der Zünfte mit der Kirche, im katholischen Süddeutschland hat sie sich bis in die Neuzeit erhalten, Altäre, Zunftheilige, Kirchenmobiliar und Kultusgeräte erweisen dies. Während man diese Seite des Zunftlebens in der alten Eidgenossenschaft kaum belegt findet, zeigen sich im Gegensatz dazu unsere Zunftpanner und Fahnen seit dem 15. Jahrhundert in großer Vielfältigkeit, nicht nur als Gesellschafts-, sondern als eigentliche Kriegsfahnen. Die in der Schweiz üblichen Meisterkronen sind nicht vertreten, wohl aber Totenkrone und Bahrtuchschilder. Zum Schluß sehen wir Helm, Harnische und Trommeln deutscher Zünfte nebst einem Schützen- und einem Meistersingerkleinod.

So wandelt das Buch alles ab, was die Zünfte und ihre Mitglieder in Gebrauch und Verwendung hatten, wir werden an Hand dieses Materials in das alte deutsche Zunftleben eingeführt, ein geschlossenes Bild in fortlaufendem Zusammenhang. Das Buch füllt eine Lücke aus. *E. A. Geßler.*

HUGO KOCHER. *Namuk der Fremde.* 288 Seiten, 62 Zeichnungen, 6 farbige Tafeln und 1 Karte. Verlag D. Gundert, Stuttgart, 1936. Preis RM. 5.60.

Der Verfasser versucht in einer Erzählung ein Bild steinzeitlichen Lebens in den Pfahlbauten des Bodensees zu geben, in dessen Mitte die Gestalten eines in eine Dorfgemeinschaft aufgenommenen Fremdlings und seines Sohnes stehen. Ist die Darstellung auch fesselnd, so wird sie doch nicht den gleichen Dienst zu tun imstande sein wie die oben genannte Erzählung von Paret. Von fachlicher Seite wären verschiedene Einwände zu erheben, besonders in Einzelheiten der Darstellung sozialer Verhältnisse, die in manchem zu weit gehen, als daß sie in einer für die Urgeschichte werbenden Schrift Platz finden dürften. *E. Vogt.*

MERCATI ANGELO. La provenienza di alcuni oggetti delle Collezioni Vaticane. Studi e Testi 70. Città del Vaticano. Biblioteca Apostolica Vaticana. MDCCCCXXXVI.

In Nr. 70 der von der Vatikanischen Bibliothek herausgegebenen Studi e Testi befaßt sich Angelo Mercati mit den aus den Klöstern Muri, Wettingen, Rathausen, St. Urban und Kreuzlingen, die 1848 aufgehoben wurden, stammenden Kultobjekten. Diese gelangten bei den durch die beteiligten Regierungen vorgenommenen Veräußerungen in die Hände von J. Strauß, Kapellmeister des Präsidenten Louis Napoleon. Bei Bonnefons de Lavialle sollten diese den 10./11. März 1851 zur Versteigerung gelangen. Um die Profanation zu verhüten, entschloß sich eine Gruppe hervorragender Katholiken in Paris zum Ankauf der Kollektion. Da es sich um gestohlenes Kirchengut handelte, war dazu die Erlaubnis Roms notwendig. Durch Nuntius Garibaldi wurde die Angelegenheit nach Rom berichtet. Dort entschloß man sich, an dem Erwerb sich zu beteiligen. Strauß forderte 250000 Francs, mußte aber auf eine unparteiische Schätzung hin auf 125000 Francs herabgehen. Da Rom der Nuntiatur einen Kredit von 100000 Francs bewilligt hatte, entschloß sich der Nuntius, den ganzen Preis zu erlegen. So gelangte die ganze, 136 Stück umfassende Kollektion in den Besitz des Vatikans. Im folgenden Jahre bot Strauß nochmals eine größere Sammlung, die aus den freiburgischen Klöstern Hauterive, Part-Dieu und dem Jesuitenkollegium stammten, zum Kaufe an, doch ging man nicht mehr darauf ein.

Pius IX. verfügte, daß die erworbenen Gegenstände nach Möglichkeit den bisherigen Eigentümern wieder zurückgestellt würden. Doch geschah dies nur zu einem kleinen Teil. Die nach Schwyz übersiedelten Frauen von Rathausen erhielten den Äbtissinnenstab und die goldene Monstranz wieder; letztere mußten sie später veräußern, sie findet sich heute im Landesmuseum. Auch eine wertvolle Büste des heiligen Bernhard muß fortgegeben worden sein; Teile davon haben sich noch erhalten. Kelche, Pektorale u. a. wurden in der Folge vom Papst an Bischöfe und Kirchen verschenkt. Ein Teil hat sich noch in den Sammlungen des Vatikans erhalten, so die wertvollen Kreuze aus Muri, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts und aus Kreuzlingen von 1557; desgleichen Elfenbeinarbeiten aus Muri und Rathausen; eine Pietà von Lukas Cranach aus Kreuzlingen und andere Gemälde in der Vatikanischen Pinakothek. Die vatikanische Bibliothek bewahrt noch einige Pergamenthandschriften auf (Missale, Antiphonare). In der Mathildischen Kapelle des Vatikans finden sich noch vier Reliquiare aus St. Urban. Leider fehlen in dem interessanten Auktionskatalog, der wiedergegeben wird, Aufschlüsse über die Goldschmiede, die diese zahlreichen Kreuze, Reliquiare, Monstranzen, Kelche, Meßkännchen, Lavabos u. a. m. geschaffen. Ein Verlust, der kaum mehr gutzumachen ist. *P. Rudolf Henggeler.*

OSCAR PARET. *Der Klassenausflug in die Steinzeit.* Erzählung. 116 Seiten, 24 Zeichnungen, 4 Tafeln und eine Karte. Verlag D. Gundert, Stuttgart, 1936. Preis RM. 1.90.

Das Bestreben, das nicht leicht verständliche Gebiet der Urgeschichte dem Laien und vor allem dem Schüler nahezubringen, hat schon verschiedentlich zu dem Versuch geführt, einen Ausschnitt der Urgeschichte in die Form einer Erzählung zu bringen. Meist sind diese Versuche anfechtbar, weil dem Verfasser die genaue fachmännische Kenntnis der Materie mangelte. Hier hat nun ein namhafter Prähistoriker zur Feder gegriffen und den sehr geschickten Weg gewählt, die Geschichte eines jungen Steinzeitmannes in abwechselnden Kapiteln von der Beschreibung einer Ausgrabung in einer Steinzeitsiedlung ausgehen zu lassen. Da der erklärende Lehrer dabei eine wesentliche Rolle spielt, ist das hübsche Büchlein für Schulen gedacht. Es besteht kein Zweifel, daß Paret mit seiner Erzählung ein Mittel geschaffen hat, schon in der Schule das heute notwendige Interesse an der Urgeschichtsforschung zu wecken. *Vogt.*

VIKTOR POSCHENBURG. *Die Schutz- und Trutzwaffen des Mittelalters.* Wien, Saturnverlag, 1936. Rm. 12.—.

Über die Arbeit des bisher in wissenschaftlichen Kreisen unbekannten Verfassers ist in der «Zeitschrift für historische Waffenkunde» eine vernichtende Kritik erschienen. Auf den ersten Blick macht das Buch einen gewinnenden Eindruck. Tritt man aber auf den Inhalt ein, so erschrickt man über den Wust von Fehlern und unrichtigen Behauptungen. Der Verfasser scheint die Veröffentlichungen der letzten zwei Jahrzehnte auf dem Gebiete der historischen Waffenkunde überhaupt nicht zu kennen, was auch in dem sehr mangelhaften und kurzen Literaturverzeichnis in Erscheinung tritt. Allerwichtigste Werke fehlen hier, und man darf es eine wissenschaftliche Unverfrorenheit nennen, wenn ein Verfasser mit einem solch dürftigen Rüstzeug ein Buch zu schreiben wagt, das in den Ankündigungen des Verlages als grundlegendes und gründliches Werk sowie als unentbehrliches Handbuch für den Sammler angepriesen wird. Allerdings sucht sich der Autor im Vorwort zu salvieren: «Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Gegenstandes erhebt das Buch in seiner bewußten Anspruchslosigkeit nicht, würde dies ja dem angestrebten Zweck, vor allem ein Handbuch zur Einführung in das Wesen der mittelalterlichen Waffen zu bieten, widersprechen. Die wissenschaftliche Kritik möge daher das Nichteingehen auf fachliche Einzelheiten mit dem Bestreben des Verfassers erklärt sehen, in erster Linie ein Orientierungs- und Nachschlagebuch zu bieten.» Das Werk soll also «populär» sein. Darau hätte man nichts auszusetzen. Allein es wimmelt dermaßen von falschen Darstellungen und Fehlern, daß es auch als sogenannte populäre Waffenkunde völlig unbrauchbar ist. Wir können an dieser Stelle auf Einzelheiten nicht eintreten. Das Ganze ist eine Kompilation aus früheren, zum Teil heute überholten Werken über Waffenkunde und kritiklos zusammen- und abgeschrieben. Zur Veranschaulichung des Textes dienen 747 Abbildungen nach Federzeichnungen. Wenn man in einem systematischen Werk auf die photographische Wiedergabe verzichtet, läßt sich dagegen nichts sagen. Man darf aber dann eine getreue Reproduktion der vorkommenden Gegenstände verlangen. Hier sind es jedoch meist Nachzeichnungen aus veralteten Werken, die einen Laien direkt irre führen. Die unglaublichsten Gebilde, die für den Kenner grotesk wirken, finden wir in diesem Illustrationsmaterial. Beschriftung und Datierung sind in vielen Fällen mangelhaft oder unrichtig. Vieles Echte ist so falsch und unrichtig wiedergegeben, daß man die Originale nicht mehr identifizieren kann. Eine große Reihe Bilder basiert auf direkten handgreiflichen Fälschungen. Seltsamkeiten, besonders bei den Schutzwaffen, die nur einmal vorgekommen sind, werden der Entwicklungsreihe dieser Zeichnungen als typologisch wiedergegeben. Das Bildermaterial zeugt von einer absoluten Kritiklosigkeit des Verfassers. Das typographisch sehr gut ausgestattete Buch ist auch in seiner Anlage verfehlt. Die Schutzwaffen nehmen 134 Seiten, die Trutzwaffen hingegen nur 43 Seiten ein, die Fern- und Feuerwaffen sogar nur 11 Seiten. Ganz dürftig ist der Abschnitt über Waffenerzeugung usw., dem 24 Seiten Text folgen, der kürzlich erschienenen Auktionskatalogen entnommen ist. Zum Schluß gibt Poschenburg ein Verzeichnis der bedeutendsten Waffensammlungen, als Probe hier die der Schweiz: Basel und Bern werden nicht erwähnt. Luzern: «Rathaus, gegründet 1878, 445 Stück, darunter die berühmten Neulander (sic! Mailänder) Rundschilde aus der Schlacht vor Giornico 1478. — Solothurn: Zeughaus, gegründet 1438, 1217 Stück, darunter 300 Schutzwaffen. — Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, gegründet 1898, 800 Harnische und Stangenwaffen.» Sapienti sat! Es ist betrüblich, daß in unserer Zeit ein solches Buch auf den Markt geworfen werden konnte. *E. A. Geßler.*

RACKHAM, BERNARD. A Guide to the collections of stained glass. Victoria and Albert Museum. London, 1936.

Die Führer, welche das Victoria- und-Albert-Museum herausgibt, entsprechen nach ihrer Anlage nicht denen, wie sie die deutschen und auch unsere schweizerischen Museen als Wegleitungen zu deren Besuch dem Publikum zur Verfügung stellen, sondern es sind Handbücher in gemeinverständlicher Abfassung über einzelne Sammelgebiete. So auch das vorliegende über die Glasgemälde auf Grund der Museumssammlung, aber im Rahmen dieses Kunstgewerbes im allgemeinen in seiner historischen Entwicklung, obschon uns der Verfasser in der Einleitung sagt, es wolle dies nicht sein, da es, seinem Zwecke und Umfange entsprechend, keine erschöpfenden Abhandlungen, sondern nur kurze Übersichten bieten könne.

Die Sammlung mittelalterlicher Glasmalereien ist nicht sehr reich und geht auch, mit Ausnahme einiger Fragmente, nicht über das 13. Jahrhundert zurück. Sie gehören in der Mehrzahl der englisch-französischen Stilrichtung an. Ihnen folgen die der Spätgotik und Frührenaissance, getrennt beschrieben je nach ihrem Ursprung aus England oder Frankreich. während uns ein weiteres Kapitel die deutsche und österreichische Glasmalerei dieser Epochen vereinigt vorführt

unter Betonung ihrer Eigenart. Dann folgt die Schweiz, deren Vertretung uns hier besonders interessiert. Unsere monumentale Kirchenmalerei des Mittelalters ist im Londoner Museum nicht vertreten, wohl aber die sog. Kabinettmalerei seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, zum Teil in hervorragend guten Arbeiten. Die Übersicht, die uns der Verfasser über ihren Charakter, ihre stilistische Entwicklung und ihren Zusammenhang mit der Sitte der Fenster- und Wappenschenkung gibt, beweist, daß er mit unserer Literatur über den für die Schweiz so bedeutungsvollen Zweig dieses Kunstgewerbes gut vertraut ist. Wenn ihm bei der Zuweisung einzelner Gemälde der Londoner Sammlung an bestimmte Meister, soweit dies aus den beigegebenen Abbildungen nachgeprüft werden kann, kleine Irrtümer unterlaufen, darf ihm dies in Anbetracht der Unsicherheit, welche bei der großen Zahl der erhalten gebliebenen Glasmalereien und der Dürftigkeit der Überlieferungen über die Meister, die sie anfertigten, auch im eigenen Lande noch besteht, nicht hoch angerechnet werden. So ist die schöne Reiterscheibe des «Hans Heinrich von Klingenberg, Herr zu Wil» (S. 91) nicht von Sebastian Mäder aus Rotweil gemalt worden, sondern muß zufolge der neuesten Archivforschungen von Direktor H. Rott in Karlsruhe eher Ludwig Stilhart in Konstanz aus der vielbeschäftigten und lange wirkenden Glasmalerfamilie zugewiesen werden. Die Tafel 54 abgebildete Standesscheibe von 1554 ist nicht eine solche des Standes Solothurn, sondern von Nidwalden, worauf Struthan von Winkelrieds Kampf mit dem Drachen und Baumgartens Rückkehr zu seiner vom Vogte bedrängten Frau hinweisen, ebenso wie die Kreuzigungsgruppe im Quartier des Juliusbanners, während die Standeswappen gleich sind, da bei dem Unterwaldner die Schlüssel noch fehlen. Sie ist auch nicht von dem Zürcher Glasmaler Karl von Egeri gemalt worden, sondern von seinem Zeitgenossen Niklaus Bluntschli. Unsere schweizerische Glasmalerei ist im Victoria- und -Albert-Museum beinahe aus allen Kantonen vertreten, in denen sie einst blühte, und zwar von ihrer besten Zeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts an bis zu ihrem Verblühen am Ende des 17. Jahrhunderts. Die folgenden Abschnitte befassen sich mit der italienischen und der früh-niederländischen Glasmalerei im besonderen und mit den Werken des 17. und 18. Jahrhunderts, die schweizerischen ausgenommen, gesamthaft. Dem Texte sind 64 Bildtafeln beigegeben, deren letzte uns eine vorzügliche englische Arbeit aus dem Jahre 1885 vorführt. So wird dieses Buch nicht nur zum zuverlässigen Führer durch die Sammlung des Londoner Museums, sondern zu einer guten Orientierung über dieses Kunsthandwerk in den verschiedenen Ländern, die darin vertreten sind. *H. L.*

HANS REINERTH. *Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen.* Erweiterte Neuauflage. 162 Seiten, 69 Abbildungen und 48 Tafeln. Verlag Kurt Kabitzsch, Leipzig, 1936. Preis RM. 4.80.

Dieser Bericht über eines der aufschlußreichsten Gebiete Mitteleuropas ist in den letzten Jahren mit Recht so bekannt geworden, daß es kaum notwendig ist, hier auf Einzelheiten näher einzugehen. Besonders glücklich ist die Kombination von Grabungsbericht mit Rekonstruktionsversuchen von Häusern und ganzen Dörfern zu nennen, die auch dem Laien gut den hohen Stand urgeschichtlicher Kultur darzutun vermögen. Neu sind in dieser Auflage u. a. Darstellungen der mesolithischen Siedlung Tannstock und des großen neolithischen Moordorfes Aichbühl. An seiner bisherigen wissenschaftlichen Einreihung der Funde hat Reinerth nichts geändert. Die von ihm als älteste neolithische Siedlung des Federseemoors bezeichnete Fundstelle Dullenried läßt sich nach schweizerischen Funden ohne weiteres als sehr spät fixieren. Aber die reichen Tatsachenberichte an sich machen das sehr schön ausgestattete Büchlein auch für jeden Schweizer Prähistoriker sehr wertvoll. *Vogt.*

ERASMI ROTERODAMI *encomium Moriae* i. e. *stultitiae laus*, Lob der Torheit. Basler Ausgabe von 1515. Mit Handzeichnungen von Hans Holbein d. j. In Faksimile mit einer Einführung herausgegeben von Heinrich Alfred Schmid. Basel 1931. Henning Oppermann Verlag.

Das Lob der Torheit, eine Gelegenheitsschrift, verfaßte der Humanist Erasmus von Roterdam im Hause des Thomas Morus nach seiner Rückkehr von Rom nach England im Frühsommer 1509 in wenigen Tagen, während er auf die Koffer mit seinen Büchern wartete und an Nierenschmerzen litt. Das Buch erlebte schon gleich nach seinem Erscheinen in Paris im Jahre 1511 zwei Auflagen und wurde 1512 in Straßburg nachgedruckt. Alle Welt freute sich über die geistreiche Satire, die den Ruhm des Humanisten rascher über die Lande verbreitete als seine gelehrten Ausgaben der Werke des hl. Hieronymus und biblischen Schriften. Ende August 1514 kam er nach Basel und schon im kommenden Frühling erschien auch dort in der berühmten Druckerei des Johannes Froben, dessen Gast er war, ein Nachdruck mit einem Kommentar von Gerhard Lister

aus Utrecht, der damals als Korrektor im Geschäft arbeitete und das bei späteren Ausgaben dem Buche beigegeben blieb. Ein Exemplar dieser ersten Ausgabe erwarb sich auch der aus Luzern gebürtige, in Basel damals als Schulmeister tätige Oswald Myconius (Molitor), das von dem jungen, kurz nach Erasmus in Basel zugewanderten Maler Hans Holbein mit Randzeichnungen geschmückt wurde. Dieses Exemplar gab 1931 der Basler Professor H. A. Schmid in Faksimile, hergestellt von dem Art. Institut Orell Füßli in Zürich, heraus in zwei Bänden, von denen der erste das Original wiedergibt, ein zweiter, reich illustrierter, den Apparat zu dessen Erklärung enthält.

Auf den Inhalt des Buchtextes geht der Herausgeber nur insoweit ein, als er zur Erklärung der Holbeinschen Zeichnungen notwendig ist. Denn in diesen liegt der *künstlerische* Wert dieses Originals, und sie veranlaßten dessen technisch wundervoll gelungene Wiedergabe.

Da Erasmus seine Satire Thomas Morus widmete, werden wir zuerst über die Beziehungen der beiden zueinander orientiert. Daß Myconius gewiß alles aufwendete, um in den Besitz eines Exemplars dieser Schrift zu gelangen, an der sich damals die ganze humanistische Gelehrtenwelt ergötzte, der er auch angehörte, kann nicht befremden. Die Schule zu St. Peter, an der er unterrichtete, war nicht weit entfernt von dem Hause «zum Sessel», in dem Johannes Froben seine Buchdruckerei betrieb und bei dem Erasmus wohnte. Er kannte darum wahrscheinlich beide. Wie er dagegen die Bekanntschaft mit Holbein machte, wissen wir nicht. Es läge nahe, sie mit dem bekannten Schulmeister-Reklameschild in Zusammenhang zu bringen, den Holbein gemalt hat, wenn uns Myconius nicht selbst mitteilte, dieser habe ihm sein Exemplar der «Moriae» um Silvester 1515 und Neujahr 1516 mit den Handzeichnungen bereichert, während der genannte Aushängeschild 1516 datiert ist. Auch können der darauf dargestellte Schulmeister und seine Frau nicht als Ehepaar Myconius identifiziert werden, da wir nicht einmal von dem Manne ein zeitgenössisches Bildnis besitzen. Es ist darum wahrscheinlicher, daß der junge Holbein sich von ihm an Hand dieser Schrift in den Ideenkreis der Humanisten einführen ließ und dabei die kleinen Kunstwerke entstanden. Für Froben war er seit dem Herbst 1516 tätig. Erasmus war schon im Frühling dieses Jahres von Basel wieder weggezogen, um erst nach zwei Jahren dort wieder vorübergehend Aufenthalt zu nehmen. Myconius aber war inzwischen an die Stiftsschule nach Zürich berufen worden. Wahrscheinlich hatte er den jungen Holbein dem Schultheißen Hertenstein in seiner Vaterstadt Luzern zur Ausführung der Freskomalereien empfohlen, die dieser an und in seinem Hause seit 1517 ausführen ließ. Myconius starb als Antistes der Kirche zu Basel 1552. Das durch die Handzeichnungen von Holbein so wertvoll gewordene Buch kam nach seinem Tode an den Arzt Jakob Myconius, der sein Adoptivsohn gewesen sein soll, und von diesem an Daniel Wieland, den Stadtschreiber (1564—75) von Mülhausen i. E. Von ihm erwarb es der bekannte Basler Kunstfreund Basilius Amerbach durch den aus Zürich gebürtigen Maler Jakob Klauser, der im Sommer 1578 die Fassade des Mülhauser Rathauses mit Fresken schmückte. Der interessante Briefwechsel zwischen beiden ist als Anhang abgedruckt. Mit Amerbachs Kunstkabinett kam das Buch in den Besitz der Stadt Basel und gehört heute zu den wertvollsten Schätzen ihrer öffentlichen Kunstsammlung.

In einem dritten Abschnitt berichtet uns H. A. Schmid einläßlich über den Inhalt des Buches und dessen Beziehungen zu den Randzeichnungen. Wir können darauf hier nicht näher eintreten, obschon sie das Verständnis für beide vorzüglich vermitteln. Der vierte Abschnitt vereinigt des Verfassers eingehende Untersuchungen über den oder die Urheber der Randzeichnungen. Schon in einem Briefe Klausers an Amerbach steht die Bemerkung, daß in die Randzeichnungen Holbeins ein anderer «hineingepfuscht» habe. Sie veranlaßte seither verschiedene Herausgeber des Buches und namentlich auch die Kunsthistoriker, den Anteil Hans Holbeins näher zu prüfen. Ich glaube, daß man der Bemerkung Klausers, der doch selbst bezeugt, daß die Bilder von des Meisters Hand seien «vnd aber vnderwijlen ein anderer auch daryn geflickt», zu große Bedeutung beimaß. Wichtiger ist die Tatsache, daß die Bildchen in schwarzer und brauner Farbe oder Tinte ausgeführt und manche der braunen mit schwarzer Farbe übergangen wurden, ganz abgesehen von einigen Kritzeleien mit roter Tinte, deren sich der Besitzer zum Unterstreichen ihm besonders wichtiger Stellen in Text und Kommentar der Druckschrift und seiner eigenen Bemerkungen bediente. Am nächsten lag, an eine Mitarbeit des älteren Bruders Ambrosius zu denken. Nun erscheint dieser aber schon 1514 als Geselle des Schaffhauser Malers Thomas Schmid, mit dem er während der Jahre 1515 und 1516 die Wandmalereien im Festsaale des Klosters St. Georgen in Stein am Rhein ausführte. Überzeugend weist Prof. H. A. Schmid nach, daß von allen diesen Bildchen nur drei sicher nicht von H. Holbein gezeichnet worden sind. Es ist darum außerordentlich erfreulich, daß wir zu dieser reichhaltigen Sammlung von interessanten Frühwerken eines so

hervorragenden Meisters, wie Hans Holbein, einen so sorgfältigen Kommentar besitzen wie in der Herausgabe dieses Prachtwerkes. *H. L.*

JOSEF STEINHAUSEN. *Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes.* 614 Seiten mit 25 Textabbildungen, 46 Tafeln und einer Übersichtskarte. Herausgegeben vom Rheinischen Landesmuseum Trier. Verlag der Paulinusdruckerei. Trier, 1936.

Der Verfasser dieses umfänglichen Werkes hat uns schon vor wenigen Jahren in der Archäologischen Karte und der Ortskunde von Trier-Mettendorf eine vorzügliche Arbeit geschenkt. Auch das neu vorgelegte Buch ist wieder so grundlegend in der Ausführlichkeit, daß es vorbildlich genannt werden muß. Es zeigt sich immer mehr, daß die Fragen der Siedlungsart und -ausdehnung erst imstande sind, uns von den einzelnen vor- und frühgeschichtlichen Epochen eine wirkliche Vorstellung zu geben. Es ergibt sich aus diesen Programmpunkten eine ganz neue Arbeitsweise, die sich nicht mit dem Aussehen der geförderten Altertümer begnügt. Es entspricht diesem Vorgehen, daß Steinhausen in seinem Buch keine Altertümer abbildet, sondern ihre Durcharbeitung bereits voraussetzt. Viel wichtiger ist das Landschaftsbild, aus dem die Funde stammen, und seine Geschichte. Mit Recht legt deshalb der Verfasser seinen Ausführungen — nach einer kurzen Einleitung über die Geschichte der Forschung — ein Kapitel über die natürlichen Grundlagen der Besiedlung zu Grunde. In dieses Bild eingesetzt, erhält jeder kleine Fund seine Bedeutung. Wichtig wird in dieser Hinsicht auch die Untersuchung der Verkehrswege, denen Steinhausen eine eingehende Besprechung widmet. Den Hauptraum des Werkes nimmt aber die Darstellung des Besiedlungsbildes in den einzelnen Perioden ein. Auffällig ist der große Unterschied der Kenntnis der vorgeschichtlichen gegenüber der späteren Zeit. Er scheint offenbar das verschiedene Interesse der Forscher für die einzelnen Epochen wiederzuspiegeln. Es fällt etwas auf, wie wenig Präzises über vor- und frühgeschichtliche Befestigungen gesagt werden kann. Anderseits mögen die Kapitel über die römische und merovingische Zeit so hervorragend ausgefallen sein durch die besonders gute literarische Überlieferung über das behandelte Gebiet. Steinhausen zieht die gesamte alte und neue Literatur bei, was eine sehr lebendige Darstellung erlaubt. Geschichtliche Überlieferung und Archäologie werden weiterverfolgt durch ein sprachgeographisches Kapitel, das sich u. a. den Ortsnamen, keltischen Sprachrelikten und lateinischen Lehrwörtern widmet. — Das Abbildungsmaterial sucht hauptsächlich einen landschaftlichen Eindruck des behandelten Gebietes zu geben in Karten und photographischen Aufnahmen. Andere geben Aufschluß über die Lage wichtiger Denkmäler in der Landschaft. So können wir also dieses Buch als ein Vorbild der archäologischen Bearbeitung eines kleineren geschlossenen Gebietes bezeichnen. *Vogt.*

LEO WEISGERBER. *Sprachwissenschaftliche Beiträge zur frührheinischen Siedlungs- und Kulturgeschichte.* I. Sonderdruck aus Rhein. Mus. f. Philologie, Bd. 84, Heft 4. Verlag J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M., 1935.

Vorliegende Arbeit ist eine Studie über die aus der römischen Zeit überlieferten Namen des Trierer Landes. Es werden 1150 Belege von Personennamen philologisch untersucht, zunächst auf ihre Sprachzugehörigkeit. Das größte Kontingent stellt Italien. Dazu kommen keltische und germanische, sogar illyrische Elemente. Wichtig sind auch die Darstellungen der Verbreitung der einzelnen Namen und ihre Dichte im Trierer Land. Natürlich macht erst der Inschriftenreichtum dieses Gebietes eine solche Untersuchung überhaupt möglich und vorteilhaft. Für die Siedlungsgeschichte ergeben sich manche neue Gesichtspunkte. *Vogt.*

Preis für die Schweiz jährlich 10 Fr., für das Ausland 13 Fr. — Man abonniert bei dem Schweizerischen Landesmuseum und allen Buchhandlungen. Den Kommissionsverlag für das Ausland besorgt die Buchhandlung Beer & Co. in Zürich.

Beiträge und Mitteilungen beliebe man unter der Aufschrift «Anzeiger» an die *Direktion des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich zu richten*

Redaktionskommission: Prof. Dr. J. ZEMP, Direktor Dr. F. GYSIN, Vizedirektor Dr. K. FREI
Schriftleitung: Dr. K. FREI Buchdruckerei BERICHTHAUS, Zürich